

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Dieter Kronzucker

## Der Tag des Kondors

Von Kuba bis Brasilien: Die politische Biographie eines  
Kontinents

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de/repertoire](http://www.rowohlt.de/repertoire)

# Inhalt

Vorwort	9
Der Tag des Kondors	20
Von Castro bis Castro	31
Kuba in der Klemme	40
«Ein, zwei, drei – viele Vietnam»	59
Revolution in Freiheit	63
Die Zeit der Generale, Peru	75
Die Reaktion	93
Portugiesisches Zwischenspiel	100
Die Revolutionsromantiker	107
Tango der Sehnsucht	115
Paraguay: Diktatoren und Jesuiten	127
Die Theologie der Befreiung	135
Im Schatten Castros	152
Der Popanz von Haiti	157
Der revolutionäre Flickenteppich	162
Guayana – das Land, wo der Pfeffer wächst	167
Jamaika – ein amerikanisches Modell	180
Von Pizarro zu Monroe	192
Die Bananenrepubliken	207
Die Plünderung Mittelamerikas	226
Das Signal von El Salvador	235

Panama 242

Geld oder Leben 246

Mexiko und die Rache Montezumas 258

«Panamerika» 269

Von Kuba bis Brasilien 276

Die geplagte Kreatur 284

Das vergeudete Zeitalter 296

Nachwort zur Taschenbuchausgabe:

Das Schwert war eine Fälschung 307

# Der Tag des Kondors

**D**as bunte, folkloristische Bild zeigt einen Dorfplatz als Stierkampfarena. Mit dem Stier kämpft aber kein Torero, sondern ein Kondor. Der riesige Vogel hat sich scheinbar auf dem Stierrücken festgekrallt. Der wutschnaubende Bulle kann seinen Feind nicht abschütteln. Wie der Kampf endet, geht aus dem Prachtgemälde nicht hervor. Aber der Sinn ist klar: Der Kondor, Göttervogel des vergangenen Indianerreiches der Inka, nimmt Rache am Stier, dem Symbol der spanischen Eroberer. Die Herkunft des Brauchs ist in keinem klassischen Geschichtsbuch nachzulesen. Doch alle Indianer Südamerikas wissen davon. Der Kampf wird von der katholischen Kirche als heidnisch abgetan und findet nur noch in sehr entlegenen Gegenden statt.

Der Kondor ist in den peruanischen Anden rar geworden, und auf den Höhen, auf denen er nistet, hat auch die Guerilla vom «Leuchtenden Pfad» ihre Verstecke. Darum wird es jedes Jahr mühsamer und gefährlicher, den großen Vogel für die Yawar-Fiesta zu fangen, das Blutfest, wie es die Indianer nennen. Der Brauch droht auszusterben. Das mag den Tierschützern gefallen. Die Ethnologen bedauern es.

Jenes Bild vom Kampf des Kondors mit dem Stier habe ich erstmals vor zwanzig Jahren im Flughafen der Andenstadt Cuzco gesehen. Cuzco verfügt über eine ungewöhnlich lange Landebahn, weil Flugzeuge in dieser Höhe von 3400 Metern einen gehörigen Anlauf zum Start brauchen. Auf dieser Rollbahn gehen Familien spazieren, spielen Kinder Fußball, kochen Hausfrauen bisweilen sogar ihr Mittagessen. Nur wenn gele-

gentlich ein Flugzeug startet oder landet, fährt der Feuerweh-  
wagen aus und vertreibt unter Sirenengeheul die vielen Zaungä-  
ste. Spätestens dann beginnt der Kampf um die Plätze an Bord.  
Nur Passagiere im offiziellen Auftrag und geschlossene Reise-  
gruppen kommen mit Sicherheit mit. Die anderen müssen ihr  
Glück versuchen. Wer nicht tüchtig drängt und schimpft, muß  
unter Umständen lange auf den nächsten Flug warten.

Während einer solchen Wartezeit habe ich jenes Bild in einer  
eher dunklen Ecke der Flughafenbar entdeckt. Der Maler war  
ein gewisser Juan Bravo Vizcarra. Der Halbindianer war auch  
schnell aufzutreiben und erwies sich als großer Kenner der india-  
nischen Mythologie.

Cuzco war einst die Hauptstadt eines großen Indianerreiches,  
in dem die Söhne der Sonne und des Mondes, die Inka, herrsch-  
ten. Die Verehrung der Indianer galt neben den Gestirnen vielen  
anderen Göttern im Hochland, besonders aber den Geistern rei-  
ner Quellen, ewig schneebedeckter Berge, dem Puma, der  
Schlange und dem Kondor. Dieser hochfliegende Bergvogel, der  
aussieht wie ein riesiger Geier, aber zur Familie der Störche ge-  
rechnet wird, galt im Inkareich als ein Götterbote, der die Ver-  
bindung zwischen Himmel und Erde hält. Nach der Zerstörung  
des Reiches durch die Spanier im 16. Jahrhundert versuchten die  
Eroberer, den heidnischen Glauben der Indianer an die alten  
Götter gründlich auszumerzen. Auf die gewaltigen Fundamente  
der Tempel setzten sie Kirchen und Paläste. Die *apus*, die Halb-  
götter Puma, Schlange oder Kondor, wurden durch die *santos*  
ersetzt, die europäischen, fernen Heiligen des Christentums. Das  
Kreuz konnte jedoch bis heute den mächtigen Kondor nicht  
wirklich verdrängen: er fliegt durch den christlichen Dogmen-  
himmel, als sei er nicht zu fangen.

Die Indianer vom Stamme der Quechua glauben, daß der  
Kondor sie eines Tages von der Herrschaft der Fremden erlösen  
wird. Verborgen in einer Felsschlucht in der Nähe von Cuzco  
hatte einst ein Inkaprinz auf der Flucht vor den Konquistadoren  
zwei Zeichen in den Stein geritzt. Das eine zeigt den Kondor

schlafend mit gesenktem Kopf, im anderen setzt der Göttervogel erneut zum Flug an, als habe er sich nur für eine Zeit in die Berge zurückgezogen, um eines Tages mit Macht zurückzukehren.

Einmal im Jahr aber wird der Kondor vom Himmel geholt und in den Symbolkampf mit dem Stier geschickt. Eine magische Auseinandersetzung zwischen Inka und Conquista, zwischen Indianern und Spaniern.

Soweit die Erzählung des Malers Juan Bravo Vizcarra. Und einer seiner Freunde, der Peruaner Jorge Vignati, wußte auch, wo der Kondor noch gefangen wird: in dem Dorf Cotabambas, eine Tagesreise von der früheren Inkastadt Cuzco entfernt. Allerdings liegt Cotabambas in einer Provinz, über die seit Jahren der Ausnahmezustand verhängt worden ist. Die maoistische Guerilla vom «Leuchtenden Pfad» kontrolliert die Andenhochtäler im Hinterland von Cuzco. Der Maler Bravo und sein Freund halten sowohl Kontakt zu den amtlichen Stellen wie auch zu ganz und gar obskuren Gestalten. Glaubt man ihnen, so haben die Guerilleros vom «Leuchtenden Pfad» ein Nachbardorf von Cotabambas heimgesucht, alle Dorfbewohner auf dem Markt zusammengetrieben und vor ihren Augen den Bürgermeister und den Friedensrichter umgebracht. Seitdem leben auch die Leute von Cotabambas in Angst. Zu ihrer Sicherheit wurde eine siebenköpfige Truppe der Guardia Civil abkommandiert. Das alles weiß Vignati vom Hörensagen, denn nach Cotabambas gibt es weder eine Telefon- noch eine Funkverbindung. Jedoch verkehrt zweimal wöchentlich ein Bus. Er ist auch der Nachrichtenträger zwischen dem Hochland und der Stadt.

Wir – mein Kamerateam, der Maler, sein Freund und ich – erfuhren, daß auch in diesem Terrorjahr das Yawar-Fest stattfinden soll. Also rüsteten wir uns zur Abreise und mieteten einen Bus. Der hatte es zwar schwer auf den schmalen Wegen, aber er war hochbeinig, fuhr besser durch die Furten und über das Gestrüpp.

Am Vorabend unserer Abreise begeht Peru seinen National-

feiertag. Auf der Plaza von Cuzco wird neben der Fahne des Staates auch das Inkabanner hochgezogen.

Die sieben Farben des Regenbogens. Das indianische Erbe gilt wieder, und den Touristen, die sich in die Hochebene vorwagen, ist es sowieso wichtiger als das nachgeborene spanische Kolonialreich. Hunderttausend feste Häuser sollen sich einst um die Tempelstadt der Inka geschart haben. 23 Brücken führten über kanalisierte Bäche. 43 Straßen schlängelten sich von hier aus an die Küste, in den Dschungel, über die Berge bis Quito im Norden und Antofagasta im Süden. Festungen und Paläste säumten die sieben Hügel um Cuzco herum. Es war ein wahres Rom der Neuen Welt. Und die Schicksale gleichen sich. Denn Cuzco fiel nicht nur den anstürmenden Spaniern zum Opfer, sondern auch dem Bruderkrieg – und der Armut.

Am Rande der Parade zum Nationalfeiertag treiben sich emsige Taschendiebe herum. In meiner linken Hosentasche finden sie nur ein paar Tempotaschentücher. Allerdings muß ich nach dieser diebischen Visite einen Riß in der Hose nähen lassen.

Weit vor Morgengrauen brechen wir auf. Schon bald geht es von der festen Straße ab und auf Feldwege. Hinter einer Hacienda, der man die vergangene Pracht noch ansieht – die Besitzer wurden 1968 bei der Landreform enteignet –, biegen wir ab in die Berge. Den Sonnenaufgang erleben wir schon in der Pampa de Anka. Vor uns erhebt sich der Salquantay – der schneebedeckte Gipfel ist 6064 Meter hoch. Salquantay heißt: der Unbesiegbare. Und tatsächlich konnten die Spanier diesem heiligen Berg der Inka nichts anhaben: er blieb uneinnehmbarer Zufluchtsort. Dann geht es über 2000 Meter Höhenunterschied in Haarnadelkurven nach unten. Vorsichtig fährt uns der Busfahrer durch Geröll und Gewässer. Es ist auch für ihn eher ein Abstieg als eine Abfahrt. Wir erreichen den Apurimak-Fluß. Apurimak heißt in der Indianersprache: Großer Gott, der zu uns spricht. Früher pendelte hier eine Inka-Hängebrücke. Vor 20 Jahren wurde sie durch eine Stahlkonstruktion ersetzt. Im Bus herrscht Anspannung. Daß ein Gringo unterwegs ist

nach Cotabambas, haben die Guerilleros mit Sicherheit erfahren.

Wenn sie etwas dagegen unternehmen wollen, so meint Jorge Vignati, dann an der Brücke. Aber da sind nur ein paar Hirten, die eine Herde von Schafen und Lamas vorbeitreiben. Wir lagern kurz und werden von besonders bössartigen Moskitoschwärmen überfallen. Sie heißen *puma wakacha*, das heißt soviel wie «bringt sogar den Puma zum Weinen».

Danach geht es in steilem Zickzack bergauf Richtung Cotabambas. Auf halbem Wege sehe ich den Schatten eines großen Vogels auf einer Felswand. Wir steigen aus und können einen Kondor beobachten, der neugierig den Bus umkreist. Es gibt nur noch wenige seiner Art. Der einzige größere Nistplatz der Anden findet sich im Valle de Kolka, nahe der Stadt Arequipa. Drei Vollblutindianer in der Reisegesellschaft betrachten es als eine Fügung der Götter, daß uns der Kondor erschienen ist. Später oben im Dorf erzählen sie die Geschichte aufgeregt weiter, und selbst Dimas Gemarra ist erstaunt. Dimas ist der Kondorfänger von Cotabambas. Obwohl selbst Mestize, also ein Nachkomme der Spanier, verehrt er den Kondor als seinen höchsten Apu, als seinen Gott.

Bevor er jedes Jahr einmal auf die Berggipfel zieht, ruft er die anderen Apus an, die hier oben wohnen, bringt ihnen Opfer und beschwört sie, ihm zu helfen. Mit einem Sohn oder Neffen zieht er dann in ein kraterähnliches Tal auf 5200 m Höhe. Dort schlachtet er ein älteres Maultier und legt es als Köder aus. Meist gelingt es ihm so, einen hungrigen Kondor anzulocken: «Der frißt sich voll und kann sich nicht mehr in die Lüfte schwingen.»

Dann scheuchen Dimas und seine Helfer den großen Vogel, bis er müde wird und sich widerstandslos festnehmen läßt. In den 50 Jahren seines Lebens hat Dimas Gemarra 16 Kondore gefangen und sie immer heil und ohne Schaden zurück ins Dorf gebracht – so auch diesmal.

Die Nachricht vom erfolgreichen Fang versetzt Cotabambas in festliche Stimmung. Die *capiros*, die Stadtmusikanten, ziehen



mit Flöte, Bergharfe und Trommel durch die Straßen. An jeder Ecke wartet auf sie *chicha*, Maisbier. Bevor sie trinken, spritzen sie ein paar Tropfen gen Himmel, den Apus geweiht, und zur Erde, für die Weltmutter *pacha mama*.

In der Nacht vor dem Yawar-Fest halten die *capiros* Wache am Käfig des Kondors, spielen ihm auf und geben ihm ebenfalls *chicha* zu trinken. Für die Zeit des Yawar-Festes bleibt die kleine koloniale Kirche von Cotabambas verwaist. Der Pfarrer, ein Italiener aus Bergamo, verdammt zwar offiziell die heidnische Verehrung des Kondors. Aber der Altar in seiner Kirche wird von einem Kondor überragt, den ein Silberschmied schon im 17. Jahrhundert gefertigt hat. Ursprünglich gab es solche Silberschmiedearbeiten in vielen Bergkirchen, doch sind sie im Laufe der Jahre Kunsträubern zum Opfer gefallen.

Heute ist der Silberkondor von Cotabambas einzigartig. Über dem Altar thront eine *María immaculata*. Der unbefleckten Empfängnis Mariens gilt das zweite große Fest der Indianer in den Hochanden. Auch in diese Marienverehrung spielt ein heidnischer Brauch. Im alten Inkareich wurden die Sonnenjungfrauen verehrt. Wenn sie aber ihr Keuschheitsgelübde brachen, wurden sie lebendig eingemauert. Die Sonnenjungfrauen waren nur den höchsten Göttern vorbehalten – oder dem Sohn der Sonne, dem Inkaherrscher selbst.

Die Dorfplaza wird in eine Stierkampfarena verwandelt. Die Stiere werden meist von den Notablen gestiftet. Sie tragen zum Zeichen ihrer Spende Schärpen. Es gibt auch Freibier und *chicha* – die meist landlosen Indianer der Umgebung zögern nicht lange und betrinken sich.

Später muß die Guardia Civil sie daran hindern, sich tollkühn in den Kampf mit dem Stier zu werfen und sich von ihm aufspießen zu lassen. Der von den Spaniern mitgeschleppte Brauch des Stierkampfs geht ansonsten fast immer unblutig aus. Doch das hat weniger mit Tierschüttermoral zu tun als mit dem Preis der Stiere. Sie werden, weil zu teuer, geschont. Höhepunkt des Festes ist die Auseinandersetzung zwischen Kondor und Stier.

Das Spektakel ist blutig und prosaisch zugleich – die Krallen des Vogels werden in den Hautfalten des Bullen festgenäht. Für zwei, drei Minuten wird dann dieses seltsame Gespann in der Arena freigelassen. Der Kondor flattert wild mit den Flügeln, und der Stier bockt wie ein Mustang. Auf mich hat das weniger wie ein archaischer Kampf gewirkt, sondern mehr wie ein künstliches Ritual, wie die artifizielle Schöpfung eines mythischen Superwesens, in dem sich die Stärke Spaniens und die Hoheit der Inka vereinigen. Nach dem Kampf läßt man den Stier laufen und den Kondor wieder fliegen. Wenn er seine Schwingen majestätisch breitet und unbeschadet davonzieht, dann ist der Apu seinem Volk gnädig gestimmt. Im Vorjahr ist der Kondor in Cotabambas allerdings elendiglich verendet. Die Aufregung war zuviel für den Vogel. Es folgte eine Trockenzeit, in der die Felder verdorrten und viel Vieh verhungerte. Es war auch das Jahr, in dem die Guerilla vom «Leuchtenden Pfad» in die Berge des Hochlandes einzog. Im kommenden Jahr, so meint Dimas Gemarra Montesinos, wird er wohl nicht auf die Jagd nach dem Kondor gehen, wird auch das Yawar-Fest eher kümmerlich verlaufen. Denn die Zahl der Spender und der Stifter und Paten wird immer kleiner. Beim letzten Kondorfest rammte ein Unbekannter dem Bürgermeister ein Messer in den Bauch. Er kehrte nach seiner Genesung nicht mehr zurück. Der Gouverneur der Provinz ist zurückgetreten, der Friedensrichter auch. Es gibt keine Kandidaten für ihre Nachfolge. Zu groß ist die Angst vor den Guerilleros des «Leuchtenden Pfades». Nur der Pfarrer hat beschlossen, in Cotabambas zu bleiben. Wenn das Blutfest und der Kampf des Kondors gegen den Stier aus der Tradition der Indianer verschwinden, weil die Angst der Bürger vor den Terroristen die Kultfeste verhindert, so ist er's zufrieden.

Es ist nicht genau feststellbar, wann der Brauch im Hochtal von Cotabambas entstanden ist, aber der Maler Juan Bravo Vizcarra meint, es müsse irgendwann in den Wirren des 18. Jahrhunderts gewesen sein. Damals stand Peru unter spanischer Kolonialherrschaft, und der spanische Vizekönig verlangte eine

*diezmo*, einen Zehnten, von all dem, was die Indianer mit Feld und Vieh verdienen konnten. Dieser *diezmo* wurde zweimal im Jahr gesammelt. Eine Hälfte zur Zeit der Ernte im Juni und die andere Hälfte um Weihnachten herum. Neben diesem Tribut mußten die Indianerdörfer eine ständig wachsende Zahl arbeitsfähiger Männer für die Arbeit in den Minen zur Verfügung stellen. Und zwar entweder für die Silberminen von Potosi im heutigen Bolivien oder für die Quecksilbergruben von Huancavélica im heutigen Peru. In diesem sogenannten Mita-System erhielten die Indianersklaven keinen Lohn. Mehr noch, sie mußten sich auch für die Zeit ihrer Arbeit in den Minen – meistens ein Jahr – selbst versorgen. Aus den Minen schleppten die Indianer, oft angesteckt von den weißen Aufsehern, die Pockenepidemie in ihre Dörfer. Allein im Jahre 1719 wurden im Bezirk um Cuzco herum 60000 Opfer dieser Krankheit gezählt. Es waren die Pfarrer in den kleinen Dörfern des Hochlandes, die sich dem unmenschlichen Vizekönig und seinen Steuereintreibern schließlich entgegenstellten. Erstmals, seitdem Peru mit Kreuz und Schwert erobert worden war, kam es zum Bruch zwischen weltlicher und kirchlicher Gewalt. In Cotabambas brach die Unruhe am 13. Dezember 1730 aus. Das Datum ist genau verzeichnet im Archivo de las Indias in Sevilla in Spanien.

Es war der zweite Besuch des Steuereintreibers in diesem Jahr, das noch dazu von Dürre gekennzeichnet war. Die Indianer weigerten sich zu zahlen, vermutlich weil sie gar nicht in der Lage dazu waren. Ein gewisser Marcos Mendoza, der Neffe des Priesters, sprach zu den Indianern nach der Abendmesse. Er machte ihnen deutlich, daß der Wille des Vizekönigs nicht der Wille Gottes sei.

Und als die Steuereintreiber kamen, nahmen die Indios sie gefangen. Einer von ihnen, der Corregidor, wurde zu Tode gesteinigt. Vorher wurden ihm aber die Goldzähne gezogen. Die Bauern von Cotabambas gehörten zu den ärmsten im ganzen Vizekönigreich. Im Jahr 1730 hatten sie nicht einmal genug Essen, um sich selbst zu ernähren. Trotzdem mußten sie in

diesem Jahr 55 der Ihren in die Minen von Huancavélica schicken.

Die Indios hatten auch unter den Inka schon in der Fron gelebt. Aber sie wurden nicht bis aufs Blut ausgebeutet. Deshalb wünschten sie sich den Kondor der Anden zurück, den Sohn der Inka, um sie aus ihrer Not zu befreien. Und sie wollten ein Zeichen setzen. Nach und nach schmuggelten Bergarbeiter aus Cotabambas so viel Silber aus den Minen von Potosí, daß ihnen ein Silberschmied aus Cuzco einen wunderschönen Kondor hämmern konnte, den sie in ihre Kirche stellten.

Derweil wurde woanders ihr Schicksal entschieden. Denn inzwischen hatten in Spanien, dem kolonialen Mutterland Perus, die Bourbonen die Herrschaft übernommen. Sie litten unter chronischem Geldmangel. Die Beute an Silber und Gold aus den Anden war ihnen nicht genug – sie erhöhten überall die Steuern, die sogenannte *alcaballa*. So mußten z. B. die Silberschmiede so viel Steuern zahlen, daß es sich fast nicht mehr lohnte, ihr Handwerk auszuüben. Das schlimmste für die Indios aber war, daß plötzlich auch auf Coca Steuern erhoben wurden. Das Cocablatt diente den Indios traditionell gleichzeitig als Stimulans und als Betäubungsmittel bei ihrer Arbeit. Als ihnen das Cocablatt weggenommen wurde, revoltierten sie ein weiteres Mal. Diesmal überzog die Revolution das gesamte südliche Gebiet der Anden. Und diesmal fand die Revolution auch ihre Führer. Eine weitverzweigte Familie von Fuhrunternehmern, die ebenfalls unter der Steuererhöhung litt, sorgte für Kontakt und Kommunikation zwischen den aufständischen Dörfern. Diese Familie mit Namen Tupac Amaru sollte schließlich auch die Führer der Revolution stellen. Der erste historisch überlieferte Tupac Amaru war ein gewisser José Gabriel aus der Nähe von Cuzco. Nichts deutet darauf hin, daß Inkablut in seinen Adern floß. Es waren eher seine natürliche Autorität und Führungskraft, die ihn zum Idol der Armen erhoben. Im Jahr 1777 begann José Gabriel Tupac Amaru, die Bergleute, die als Zwangsarbeiter in den Minen schufteten, zu agitieren und aus ihnen den Kern seiner Revolu-

tionstruppen zu formen. Zwei Jahre später konnte er offen gegen die spanischen Behörden rebellieren. 1781 schlossen sich auch Kreolen der Indianerrevolution an. Die Kreolen waren die Nachkommen der ersteingewanderten Spanier und stellten traditionell nach der Eroberung in Peru die Herrenschicht, die *hacendados*. Doch sie litten genauso unter der Besteuerung wie die Indianer selbst und machten schließlich mit ihnen gemeinsame Sache.

Viele dieser Großgrundbesitzer beschäftigten inzwischen neben ihren indianischen Knechten auch schwarze Sklaven aus Afrika auf ihren Feldern. Diese Sklaven, entflohen und befreit, kämpften unter dem Feldherrn José Gabriel. Ein anderes Mitglied der Familie, Francisco, nahm Verbindung auf zu den Indianern in Bolivien, das damals Oberperu hieß. Ein Cousin von José Gabriel mit Namen Diego übernahm die Planung der ganzen Erhebung. Ein Schwager und ein Neffe der Familie gehörten ebenfalls zur Führungsmannschaft – eine echte Familienrevolte.

Zu den Indios vom Stamme der Quechua, dem Staatsvolk der Inka, stießen die Aymara aus Bolivien. Sie standen unter Führung des Kaziken Tupac Catari. Auch Tupac Catari verließ sich vornehmlich auf die Unterstützung der Verwandtschaft. Erst in dieser Phase der Revolution ließ sich Tupac Amaru als ein Abkömmling der Inka ausrufen. Der «Kondor der Anden» flog wieder. Dabei gilt es als sicher, daß die Familie Tupac Amaru aus Mestizen, aus Mischlingen zwischen Indianern und Spaniern, bestand. Viele der unzufriedenen Silberschmiede im Lande versuchten, sich zu Waffenschmieden zu entwickeln. Sie gossen sogar Kanonen. Aber die Indianer hatten Angst, sie zu bedienen.

Die Kanoniere waren fast ausschließlich Schwarze und Mulatten. Auch mit dem Gewehr konnten nur die Mestizen und die Kreolen umgehen, die Indianer blieben bei Pfeil, Bogen und Lanze. Die Tupac Amaru kontrollierten die Verkehrswege. Sie blockierten Lebensmittellieferungen. So kam es zu Hungersnöten in den Städten. Sie eröffneten einen Schwarzhandel mit Coca und Silber. Dann gingen sie dazu über, jene Dorfältesten, die sich

nicht der Revolution anschlossen, einfach umzubringen. Diese Strategie des Terrors wurde später von vielen anderen Guerillabewegungen in Lateinamerika übernommen – z. B. in unserer Zeit von den Rebellen des «Leuchtenden Pfades», wie auch von den Montoneros in Argentinien. Einige Untergrundbewegungen der modernen Zeit nahmen sogar den Namen der Tupac Amaru an – die Tupac Amaru in Peru und die Tupamaros, eine Stadt-Guerilla in Uruguay.

Spanien mußte sich zu einem Feldzug entschließen. Der überlegenen Feuerkraft der aus Europa herbeigeführten Truppen hatten die Rebellen am Ende nichts entgegensetzen. Ende des 18. Jahrhunderts saßen alle Mitglieder der Familie Tupac Amaru entweder im Gefängnis, oder sie waren gefallen oder exekutiert. In jener Zeit entstand in den entlegenen Bergdörfern der Brauch des symbolischen Kampfes zwischen Kondor und Stier – ein Memento der gescheiterten Revolution. In späteren Aufständen gegen die Spanier und schließlich im erfolgreichen Befreiungskampf Anfang des 19. Jahrhunderts nahmen immer wieder Rebellenführer den Namen Tupac Amaru an oder nannten sich «Kondor der Anden». Als Mitte des 20. Jahrhunderts die Demokratie schließlich auch in Peru Einzug hielt, identifizierten sich auch ihre Führer mit dem symbolischen Greif. Der große Sozialdemokrat und Held der Apra-Bewegung, Haya de la Torre, nannte sich «Kondor der Anden», und der 1990 siegreiche Präsidentschaftskandidat japanischer Herkunft, Alberto Fujimori, ließ sich von den Indianern in Cuzco und Cotabambas feiern als der «Samurai, der auf den Schwingen des Kondors» herbeigeeilt sei, um das Land aus höchster Not zu retten. Denn so, wie diese Not gleichblieb, so dauerhaft erwiesen sich auch die Mythen und politischen Symbole, die seit Jahrhunderten den scheinbar naheliegenden und doch immer noch verschlossenen Ausweg in die bessere Zukunft weisen.